

DOMINIK NIMMERVOLL

Predigt und Lebensnähe

Die „lebensnahe Verkündigung“ ist nicht nur eine strategische Anweisung für den Prediger, sie ist die Folge inkarnatorischer Struktur des christlichen Glaubens. Diese „Lebensnähe“ hat wenig mit der unbeteiligten Informationsübermittlung zu tun; sie entspringt der subjektiven Betroffenheit des Predigers: sein Hören auf das Wort und seine Fähigkeit zum Dialog sind unverzichtbare Prinzipien der Predigtkunst. Der Autor ist Homiletiker an der Theologischen Fakultät in Linz. (Redaktion)

Bei so mancher Predigt fühlt man sich als Zuhörer an den Ausspruch von Mark Twain erinnert: „Der Unterschied zwischen einem Wort, das trifft, und einem Wort, das nur ungefähr trifft, ist so groß wie der zwischen einem Blitz und einem Glühwürmchen.“ Leider ist viel christliches Reden in seiner Hilflosigkeit und Belanglosigkeit („Sollten, könnten, müssten wir nicht irgendwie und irgendwann ...?“) kaum imstande, es auch nur bis zum Glühwürmchen zu bringen. Die christliche Predigt ist im Lauf ihrer Geschichte weithin verkommen zu einem indoktrinierenden, moralisierenden und disziplinierenden Gerede, das völlig neben dem Leben steht und deshalb kaum Antworten auf heutige Lebensfragen zu geben in der Lage ist; oft entsteht der Eindruck, daß einfach alte Antworten, die ein längst vergangenes Denksystem nahelegte, wiederholt werden. Die Predigt wirft dann Fragen auf, die niemanden interessieren, und gibt Antworten, die niemand versteht. Diese Abgehobenheit von der Wirklichkeit des gegenwärtigen Lebens ist wohl einer der Gründe für die wachsende Bedeutungslosigkeit der Predigt. Vielfach ist kirchliches Reden abgesunken zu harmloser Glühwürmchenpro-

duktion, während die ursprüngliche Verkündigung durchaus einem Blitz glich, der die Zuhörer „mitten ins Herz traf“, wie es von der Pfingstpredigt des Petrus in Apg 2,37 heißt. Das Evangelium ist nach wie vor „Kraft Gottes“ (Röm 1,16) und deshalb heute nicht weniger wirksam als zur Zeit des Petrus; das Wort Gottes ist immer noch Quelle aller Schöpfung, wenn es nicht daran gehindert wird, sein kreatives Potential zu entfalten. So ist schlicht und einfach zu fragen, was in der Verkündigung zu tun ist, damit das Wort wirken kann, vielleicht bescheidener, worauf zu achten ist, damit es in seiner Wirkung nicht allzusehr behindert wird. Wie also kann das Wort Gottes mit dem Leben des heutigen Menschen in Verbindung gebracht werden, wie ist Lebensnähe zu erreichen?

1. Die grundlegende Voraussetzung

Eigentlich müßte sich die Lebensnähe der Predigt ganz von selbst aus dem Wesen des christlichen Glaubens ergeben. Christlicher Glaube ist seinem Wesen nach nicht ein Welterklärungssystem, nicht das Fürwahr-Halten bestimmter Lehrsätze, auch nicht eine Summe von Moralvorschriften, sondern christlicher Glaube ist in erster Linie eine personale Beziehung zum Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus im Heiligen Geist; zu einem Gott, der als erster die Initiative ergriffen hat und von sich aus in Beziehung zum Menschen getreten ist. Dieser Gott ist kein ferner Gott, sondern ein in der Geschichte der Menschen anwesender, treuer Gott, der Ich-bin-da-Gott (Ex 3,14–16), der auf die tiefste Sehnsucht des Menschen nach bedingungsloser Liebe und bleibender Gebor-

genheit mit sich selber antwortet. Dieser Gott ist nach Jesu unüberbietbarer Botschaft der *Abba*, ein väterlich-mütterlich, bedingungslos, voraussetzungslos, ohne mögliche Abwendung liebender Gott, ein Gott aller, ohne Unterschied, der seine Sonne aufgehen läßt über Guten und Bösen, der regnen läßt über Gerechte und Ungerechte (Mt 5,45), der auch gegen die Undankbaren und Bösen gütig ist (Lk 6,35), der auch die annimmt, die ihn ablehnen. Dieser Gott ist von vornherein schon immer liebend da, noch bevor wir Menschen etwas leisten oder versäumen können. Diese Gottesbeziehung gibt jedem Menschen einen unverlierbaren Wert; indem sich der Mensch dem Beziehungsangebot des *Abba* glaubend-vertrauend öffnet, kann er zur Wahrheit des eigenen Lebens finden und so zu einem menschenwürdigen und sinnvollen Dasein in der Solidarität mit dem Menschen und der Schöpfung gelangen.

Das hier ganz kurz skizzierte Gottesbild ist die grundlegende Voraussetzung für jede lebensnahe Verkündigung, denn nur dieses Gottesbild kann dem Menschen leben helfen und ihm Wege des Vertrauens eröffnen, nur dieses Gottesbild trifft den heutigen Menschen in seinen Lebensängsten, in seiner Isolierung und Entfremdung. Eine Predigt ist also dann lebensnah, wenn sie Gottes Nähe zum Leben aufzeigt und von dem Gott redet, der unser Leben liebt und will, „daß wir das Leben haben und es in Fülle haben“ (Joh 10,10).

Es ist sehr wichtig, daß dieses Gottesbild, auch wenn es nicht immer eigens thematisiert wird, obwohl das nicht oft genug geschehen kann, als durchgehende Qualifikation unsere gesamte Verkündigung prägt wie etwa das positive Vorzeichen in der Mathematik.

2. Predigt als Zeugnis

Die Urverkündigung hatte den Charakter eines Bekenntnisses: „Wir können unmöglich von dem schweigen, was wir gesehen und gehört haben“ (Apg 4,20). Sie kam aus einer tiefen persönlichen Betroffenheit der Prediger und war deshalb personale Bekenntnisrede, die ihre Wirkung nicht verfehlte, denn aus Betroffenheit entsteht Betroffenheit. Gemeint ist eine Predigt, die von der Existenz des Predigers abgedeckt ist, eine Predigt aus persönlicher Betroffenheit und aus der Fülle des eigenen geistlichen Lebens. Die Predigt ist nur dann lebensnahe, wenn sie personal-existentielle Verkündigung ist. Nur wer selber ergriffen und betroffen ist, kann ergreifen und betroffen machen. Das ist an sich eine Binsenweisheit, die aber gerade deshalb im heutigen Terminstreß der Seelsorger und Seelsorgerinnen zwar theoretisch gewußt wird, in der Praxis jedoch nicht selten unter die Räder kommt. Vielleicht ist das einer der Gründe für die von Eugen Biser beklagte „kerygmatische Verödung“¹, die ihren äußeren Ausdruck in der „Lesepredigt“ findet und als Symptom des Niederganges der Predigtkultur zu werten ist.

Die Predigt hat sich viel zu sehr dem heute üblichen Vorgang der Informationsübermittlung angeglichen, indem sie Vorgefertigtes wiedergibt etwa im Stil eines Zeitungsberichtes oder einer Nachrichtensendung. Bernhard von Clairvaux († 1153) hat bereits zu seiner Zeit die Prediger mit dem Bildwort von Kanal und Schale kritisiert, wenn er im 18. Sermo zum Hohenlied² sagt: „Wenn du vernünftig bist, erweise dich als Schale und nicht als Kanal, der fast gleichzeitig empfängt und weitergibt, während jene wartet, bis sie erfüllt ist. Auf diese Weise gibt sie das, was bei ihr überfließt, ohne eigenen Scha-

¹ Eugen Biser, Glaubenskongflikte, Freiburg 1989, S. 45.

² PL 183, S 859–863.

den weiter . . . Wir haben heutzutage viele Kanäle in der Kirche, . . . (die) lieber sprechen als hören, (die) bereit sind zu lehren, was sie nicht gelernt haben, und sich als Vorsteher über die anderen aufspielen, während sie sich selbst nicht regieren können.“

Das erwähnte Bildwort des hl. Bernhard verlangt vom Prediger zuallererst die Sorge um die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit und die Vertiefung des eigenen geistlichen Lebens. Ein „Kanal“ gibt unbeteiligt weiter, etwa im Sinne der Information, während die „Schale“ sich das Wort Gottes zuerst selbst gesagt sein läßt, es in sich aufnimmt und damit lebt; es geht also zuerst um eigene Erfahrung des Glaubens, um die eigene Praxis im Versuch, den eigenen Alltag am Evangelium zu orientieren, die eigenen Ängste von der Frohbotschaft her in den Blick zu nehmen. Ohne persönliche Glaubenserfahrung bleibt auch die wortgewaltigste Predigt bloß spirituelles Entertainment.

Die erste Frage an den Prediger lautet daher: „Was bedeutet die Botschaft für mich, in meiner Lage?“ Nur wenn das Evangelium an das eigene Leben herankommt, kann es auch das Leben der Zuhörer und Zuhörerinnen betreffen. So geht die Botschaft durch den Prediger hindurch und ist deswegen menschlich wahr; er ist eben dann nicht Reporter, sondern Zeuge, nicht „Kanal“, sondern „Schale“. Gesucht ist der Zeuge, der persönlich glaubwürdig für die Botschaft eintritt und dem man daher abnehmen kann, was er verkündet. Der Prediger ist der von der Botschaft Betroffene; darum genügt kein bloßes Nachsprechen, kein bloßes Darstellen des Sinnes der Bibelstelle und der damaligen Situation, kein bloßes „Durchgeben der guten Nachricht“; es muß die eigene Betroffenheit dazu kommen, die spüren läßt,

daß der Prediger selber das Wort vernommen hat oder sich bemüht, es zu vernehmen. Nur so ist es ein ernsthaftes Bezeugen der Botschaft möglich. Wer sich die Botschaft zuerst selbst gesagt sein läßt, wird in Übereinstimmung mit sich selber predigen und auf diese Weise zu einem glaubwürdigen Zeugen werden, selbstverständlich bei aller menschlichen Begrenztheit und Fehlerhaftigkeit.

Der Weg zur Lebensnähe ist also zuerst das mühsame, unspektakuläre, oft verborgene, durch nichts ersetzbare eigene Hören auf das Wort. „Du wirst deiner Stimme erst Kraft verleihen, wenn man dir ansieht, daß du von dem, wovon du überzeugen willst, selbst durchdrungen bist“ (Bernhard von Clairvaux). Der Prediger kann nur reden, wenn er zuerst selber auf Gott gehört hat, von dem er zu reden hat. Das ist der eine Brennpunkt der Ellipse „Predigt“, der zweite ist das Hören auf die Menschen, zu denen er zu reden hat.

3. Predigt aus dem Prinzip Dialog

In einer Zeit des Dialoges ist die Predigt als monologisches Geschehen von vornherein im Nachteil; sie ist negativ besetzt als autoritär, doktrinär, moralisierend, den Menschen nicht aufbauend, sondern niederdrückend; viel Droh- und wenig Frohbotschaft – und das oft in einer unmöglichen Sprache. Sicherlich ist die sogenannte Dialogpredigt kein Ausweg, denn sie wirkt gestellt, ist ein Theater, und das Ergebnis steht von vornherein fest. Der Prediger muß sich der Problematik der monologischen Rede bewußt sein. Es besteht immer die Gefahr, daß die Zuhörer zu bloßen Objekten eines „Diktates“ erniedrigt werden. „Die Predigt muß die Qualität des Dialoges haben; sonst wird sie arrogant und unglaubwürdig oder

³ R. L. Howe, *Partners in Preaching*, New York 1967: „Preaching must have the quality of dialogue, otherwise it will be arrogant and untrustworthy or remain simply a statement abstracted from life.“

bleibt einfach eine Aussage, die vom Leben abgehoben ist.“³ Wenn Dialog gefordert wird, dann nicht Dialog als Methode, sondern Dialog als Prinzip.

Das Prinzip Dialog äußert sich zunächst darin, daß der Prediger seine Zuhörer als mündige Menschen respektiert. Es ist Arroganz und Realitätsfremdheit zugleich, wenn er wie ein Schulmeister mit den Menschen umgeht. Jeder auch noch so subtile Herrschaftsanspruch ist fehl am Platz, wie etwa Gehorsamsforderung ohne Begründung, autoritäres Verhalten, die Ansicht, daß sich die Laien selbstverständlich der Meinung des Amtsträgers anschließen haben. „Wir sind nicht Herren eures Glaubens, sondern Helfer zu eurer Freude“ (2 Kor 1,24). Wir leben in einer Zeit der Mündigkeit des einzelnen, die wir für alle Bereiche auch einfordern, nur in der Kirche haben wir damit Schwierigkeiten und versuchen, die Menschen abhängig zu halten; allerdings beeindrucken heute autoritäre Behauptungen nicht mehr, im Gegenteil, sie stoßen ab. Das Prinzip Dialog meint die konsequente Achtung der Gewissens- und Religionsfreiheit, Dialog bedeutet Ehrfurcht vor der unantastbaren Würde jedes Menschen und der Einmaligkeit seiner Person; in der Haltung des Dialoges kann ich das Evangelium eben nur in der Form des Zeugnisses gewaltfrei und ohne Machtanspruch verkünden und muß auf jede noch so heimliche Form der Manipulation und des Druckes verzichten.

Das Prinzip Dialog wird weiters ein Kriterium dafür sein, wie der Verkünder von den Menschen denkt. Es besteht gerade für Kirchenleute die Gefahr, die Welt als schlecht zu empfinden und in den Zuhörern hauptsächlich die schlechten Seiten zu sehen; die Folge dieser Einstellung sind Moralpredigten mit dauerndem Appell an den Willen, wobei es sich sehr häufig außerdem um Projektionen handelt, in denen der Prediger die eigenen Probleme in

die Zuhörer projiziert und die eigenen Fehler in den Mitmenschen bekämpft. Wichtig ist der positive Blick für die Menschen, der sich vorstellen kann, daß die Zuhörer von Gott bejahte und angenommene Menschen sind, denen Aufrichtigkeit und Echtheit in der Zuwendung gebührt, die ein vorurteilsloses Annehmen verdienen. Welcher Prediger hat schon einmal Gott für seine Gemeinde gedankt, wie es etwa Paulus in seinen Briefanfängen regelmäßig tut? Diese Einstellung kann den Zuhörern schon nonverbal durch das Verhalten des Predigers vermittelt werden, wenn etwa der Gang zum Ambo erfahren wird als ein Zugehen auf die Zuhörer, wenn ausreichender Blickkontakt verbindet. Verbal wird sie vermittelt durch freundliche Worte, die zeigen, daß der Prediger seine Zuhörer mag, daß er zugleich Respekt vor ihrer Persönlichkeit hat und sie deshalb nicht vereinnahmen oder abqualifizieren will. Der Prediger wird sich hüten, in aufdringlicher und demütigender Manier zu belehren oder kühl und lieblos ein dogmatisches Lehrsystem oder einen moralischen Forderungskatalog den Zuhörern vorzusetzen. Weder ein ärgerlich aggressiver Missionar noch ein traurig depressiver Kultdiener ist gefragt, sondern ein authentischer Mensch, der die „Menschenfreundlichkeit Gottes“ verbal und nonverbal vermitteln kann, der den Zuhörern und Zuhörerinnen angstfrei und vorurteilsfrei, mit Zuwendung und Respekt zugleich begegnet. Das Prinzip Dialog verlangt schließlich auch eine Sprache, die verstanden wird, weil sie stimmig und auf die Verfassung des heutigen Menschen abgestimmt ist. Für viele unserer Zeitgenossen ist die Kirchensprache zu einer Fremdsprache geworden, mit der sie nichts oder nicht viel anfangen können. Es sind starre Formeln und Worthülsen, die leer geworden sind, weil sie aus einer früheren Zeit stammen und nicht aus dem heutigen Lebenshori-

zont kommen. Und weil diese Sprache leer geworden ist, deshalb geht sie auch ins Leere. Die meisten Zeitgenossen empfinden Ratlosigkeit, wenn in den Sprachklischees des kirchlichen Jargons zu ihnen geredet wird, denen sie keinen Sinn für das eigene Leben abgewinnen können. Außerdem sind viele dieser Phrasen den Zuhörern und Zuhörerinnen so vertraut, daß sie ihnen nichts mehr sagen, weil sie das Gefühl haben, daß keine entsprechende Erfahrung dahinter steht. Beispielsweise wirken feststehende Beifügungen wie „glühende Liebe“, „hochherziger Glaube“, „inbrünstiges Gebet“ usw. unscharf, unwahr und übertrieben; eine Reihe von Kirchenwörtern wird einfach nicht mehr verstanden: „Hochgesang, Unterpfand, Vermächtnis“. Manche theologische Begriffe sind zwar allgemein bekannt, aber man hat von ihnen keine konkrete Vorstellung. Das Wort „Gnade“ wirkt zweifellos sehr fromm, aber was sagt es aus? Andere Worte haben im gewöhnlichen Sprachgebrauch eine inhaltliche Umdeutung erfahren; man spricht von „sündigen“, wenn man zuviel gegessen hat! Es ist also auch immer zu bedenken, welche Assoziationen ein Wort bei der Zuhörerschaft auslösen kann. Die Sensibilität dafür entwickelt man am besten im Gespräch mit den Leuten.

Es trifft ohne Zweifel zu, daß unsere Kirchensprache eine Art Fremdsprache geworden ist; zugleich ist aber paradoxerweise festzuhalten, daß das Religiöse seine eigene Sprache haben muß, die uns teilweise fremd ist. Ich erinnere mich an einen Auspruch von Professor Johannes Schasching in seinen Vorlesungen in Innsbruck, daß Religion ohne ein gewisses Gefühl für Ästhetik schwer möglich ist. Es gibt gewisse unverzichtbare Worte, in denen sich der Glaube aussprechen muß, die uns kostbar sind und erhalten werden müssen. „Die Sprache der Verkündigung muß eine Sprache sui generis bleiben.“⁴

Wichtig bleibt allerdings die Fähigkeit der Unterscheidung zwischen inhaltsleeren Klischees und solchen wertvollen Worten. Hilfreich ist dabei zweifellos die Kenntnis der Gegenwartsliteratur, damit wir von den „Fachleuten der Sprache“ lernen, den Menschen in der Gegenwartssprache anzusprechen. Am meisten aber können wir immer noch von Jesus selber lernen. Die Sprache, die er in den Gleichnissen verwendete, ist unüberbietbar maßgebend; er sprach konkret und treffend, er ließ das Ganze der Wirklichkeit zu Wort kommen. Er sprach einfach, verwendete Bilder und erzählte Geschichten, die jeder verstand.

⁴ G. Fussenegger, in: *Diakonia* 16 (1985), S. 333.

Stefan Heid, Chiliasmus und Antichrist-Mythos.

Eine frühchristliche Kontroverse um das Heilige Land (= Hereditas 6). 1993

XXXIII/248 S., geb. DM/sFr 56,-/öS 435,-, ISBN 3-923946-21-X

Noch bevor das Heilige Land in der 1. Hälfte des 4. Jh. Ziel einer ungezählten Pilgerschar wurde, spielte es innerhalb der eschatologischen Theologie der frühen Väter eine bedeutende Rolle, und zwar in einem realistischen Sinn, wie man ihn gemeinhin nicht vermutet. Einen vertieften Zugang zu diesem theologiegeschichtlichen Phänomen eröffnet eine genetische Untersuchung über Ursprung und Entwicklung des Chiliasmus und Antichrist-Mythos. So kann der Chiliasmus in seinem essentiellen Gehalt als eine Kontroverse um das Heilige Land verstanden werden, in deren Kraftfeld sich auch der Mythos vom Antichrist in seiner spezifischen Gestalt bei Hippolyt entwickelt. Ein wesentlicher Stimulus dieser Auseinandersetzung muß im konkurrierenden Anspruch der Juden und Christen um Jerusalem und Judäa seit dem Epöchedatum des 2. jüd. Krieges gesehen werden.

Verlag Norbert M. Borengässer • Am Tempelhof 6 • D 53 3 47 Alfter